



„Nie in meinem ganzen Leben hätte ich jemals gedacht, dass ich auf diesem heiligen Platz, in dieser heiligen Halle, einmal zu Ihnen sprechen werde. Ich bin sehr dankbar, dass Sie gekommen sind, um mich zu hören.“

Mit diesen Worten beginnt die 89-jährige Gerda Haas in der Ansbacher Synagoge ihren Vortrag über die Judenverfolgung der Nationalsozialisten. Als Jugendliche wurde sie mit ihrer Familie aus ihrer Heimatstadt vertrieben.
Foto: Jim Albright



Rückkehr zur größten Freude: Gerda Haas in der Synagoge

Wenn man gerettet wird aus solcher Not

Gebürtige Ansbacherin erzählt von Vertreibung, Todesängsten und einem neuen Leben – „Ich bin so froh, dass ich gekommen bin“

ANSBACH – Gerda Haas ist angekommen. 74 Jahre nach der Vertreibung steht sie zum ersten Mal wieder an dem Ort, der ihr als Kind so wichtig war. Und erzählt. „Unsere größte Freude war die Synagoge. Meine Mutter und meine Großmutter und meine Tante Adelheid saßen da oben in der Frauenschule.“ Daneben die Mädchen, unten die Männer und die Jungs. „Meine Schwester Friedl und ich haben uns angestrengt, herunterzuschauen, um zu sehen, welche jungen Männer da waren. Wir liebten unseren Rabbiner Dr. Munk, er hat sich sehr um uns gekümmert. Wir hießen uns die Jüdische Jugend Ansbach. Am schönsten war es, wenn wir Samstagnachmittag in den Wald gegangen sind, droben am Waldsee, und er hat uns jüdische Geschichten erzählt. Ich hatte viele Freundinnen.“

Am 23. November 1922 wurde die zweite Tochter des Ehepaars Paula und Siegfried Schild in der Turnitzstraße 5 geboren. „Auf dem Küchentisch, wie meine Schwester.“ Wenn ein Flugzeug über die Stadt flog, war die Aufregung groß, schon ein Auto sorgte für Aufsehen. „Sonst waren fast nur von Pferden gezogene Karren auf der Straße.“

Die Familie der Mutter lebt schon lange in Ansbach, Vater Siegfried stammt aus einer Metzgersfamilie in Unterfranken. Oben die Wohnräume, unten die Metzgerei und ein kleiner Imbiss. „Dort wurde koscheres Essen für jüdische Durchreisende serviert.“ Einmal in der Woche spielte der Vater Skat mit seinen Freunden. „Sie haben dabei dauernd geraucht, darüber waren meine Schwester und ich nicht so glücklich, aber wir waren glücklich, dass mein Vater Freunde hatte.“

„Wir waren sehr glücklich“

Im Ersten Weltkrieg wurde Siegfried Schild für seine Tapferkeit mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet. Seine Töchter durften die Höhere Schule, das Mädchenlyzeum, besuchen. „Wir waren sehr glücklich in Ansbach.“ Trotz der Plakate, die schon 1927 aufgetaucht waren: „Juden sind unser Unglück.“ In der Kleinstadt an der Rezat, in der nur einer von 100 Einwohnern jüdischen Glaubens war. Trotz der Wahlen, in denen 1924 die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei in Ansbach knapp 47 Prozent der Stimmen holte, als sie im Reichsgebiet erst bei sechs Prozent lag. Trotz der Besuche des NSDAP-Vorsitzenden Adolf Hitler bei Ansbacher Freunden.

Als Hitler 1933 an die Macht kommt, verbietet er das Schächten, bei dem Tieren, wie in Judentum und Islam vorgeschrieben, die Halsschlagader durchtrennt wird. Die Metzgerei „G. Jochsbergers Nachfolger – Inhaber Siegfried Schild“ verliert ihre Grundlage, koscheres Fleisch ist unmöglich geworden. Die Töchter werden wie alle jüdischen Kinder vom Mädchenly-

zeum verwiesen. Am 9. November 1938 stehen die Nazis vor der Tür. „Stellen Sie sich vor“, nimmt die 89-Jährige ihre Zuhörer mit zurück, „es ist mitten in der Nacht, wir sind in unseren Nachthemden. Wir müssen die Tür aufmachen und da stehen junge Leute in Uniform mit Gewehr und Pistolen.“

Erpressung in der Haft

Ihr Vater kommt in Haft, erst in Ansbach, dann in Nürnberg, bis er unterschreibt, das Haus der Familie zu einem Spottpreis abzugeben. „Als mein Vater von der Haft wieder zurück ist, kommt ein Mann und sagt uns, dass er nun der Besitzer von der Turnitzstraße 5 sei und wir so schnell wie möglich packen und gehen müssen. Mutter und Friedl und ich haben gepackt, was wir gerade in die Hand nehmen konnten. Ich kann noch sehen, wie wir zum Bahnhof gegangen sind, es war ja nicht weit von uns. Wir wussten nicht, was unsere Zukunft war, aber wir mussten raus.“

Die Familie landet mit dem wenigen, was ihr geblieben war, in München. Im August 1939 kann Vater Siegfried nach England ausreisen. „Die Idee war, dass meine Mutter, Friedl und ich nachkommen sollten. Aber einen Monat später war Krieg und wir konnten nicht mehr raus.“ Gerda Haas spricht langsam und ruhig, lässt ihren Zuhörern Zeit, sich vorzustellen, wie das war. Der Vater weg, die Mutter in München, Schwester Friedl erst in Frankfurt als Krankenschwester, dann als Zwangsarbeiterin bei Siemens in Berlin, wo Gerda als Krankenschwester in einer der wenigen noch erlaubten jüdischen Kliniken arbeitet.

„Wir mussten den gelben Stern tragen. Das war nicht leicht, wir waren junge Mädels. Es war beinahe wie im Mittelalter, als die Juden den gelben Hut aufsetzen mussten, damit jeder wusste, dass sie Juden sind. Wir haben versucht, den Stern zu verbergen. Aber das durften wir nicht. Wenn wir den Stern verbargen, wurden wir erschossen, direkt auf der Straße. Viele Leute wurden erschossen.“

Ihre Schwester Friedl verschwindet, der Briefkontakt zur Mutter in München reißt ab. Beide werden im November 1941 in einem Vernichtungslager in Litauen erschossen, ohne dass Gerda davon etwas weiß. „Ich will hier einfügen“, sagt sie, „dass wir wirklich nicht wussten, dass die Juden alle entweder vergast oder erschossen wurden. Man kann sich das heute sehr schwer vorstellen. Ich glaube, es war vor allem, dass wir es nicht wissen wollten, es unser Gehirn nicht

aufnehmen konnte. Wie kann man sich vorstellen, dass tausende von Menschen vergast werden? Wir konnten uns kein Bild darüber machen. Und so haben wir eben geglaubt, dass es nicht wahr ist.“

Die 89-Jährige trinkt einen Schluck Wasser. „Mein Glück war, dass ich statt nach Auschwitz nach Theresienstadt kam. In Theresienstadt konnte ich wieder als Kinderkrankenschwester arbeiten, was eigentlich sehr schwer war. Wir haben uns nicht erlaubt, für die Kinder irgendein Gefühl zu entwickeln. Denn wir wussten ganz genau, dass nach einigen Wochen oder Monaten dieselben Kinder nach Auschwitz führen. Es war sehr schwer. Es war sehr schwer.“

Theresienstadt, ein Lager im heutigen Tschechien, ist die große Täuschung der Nazis für das Ausland. Es soll zeigen, wie gut es den deportierten Juden angeblich geht, doch jede Woche gehen Todeszüge nach Auschwitz. Im Februar 1945 muss Gerda in einen Zug steigen, mit ihrer Freundin Eva, die schon seit Berlin zum wichtigsten Menschen in ihrem Alltag geworden ist.

„Eva war ganz allein, und ich auch. Wir träumten und träumten und versuchten, uns eine Zukunft zu träumen. Wir haben gesagt, wenn wir hier herauskommen, dann heiraten wir, und dann haben wir Kinder, aber wir haben nie gedacht, dass das wahr wird. Unser

beste Traum war, unsere Kinder werden sich gegenseitig heiraten.“ Ein Lächeln huscht über das Gesicht der 89-Jährigen. „Und ich muss Ihnen sagen, dass das wahr geworden ist. Meine Tochter und Evas Sohn haben sich in Israel getroffen und geheiratet.“

„Füreinander bestimmt“

25 Minuten hat die alte Dame am Rednerpult bis jetzt gesprochen, hinter dem Almemor, von dem aus bis zur Pogromnacht 1938 aus den fünf Büchern Mose gelesen wurde. Nicht alle können sie deshalb gut sehen, aber alle haben gespannt zugehört, bis spontaner Beifall für die Hochzeit beider Kinder die Stille bricht.

In der zweiten Reihe steht ein junger Mann auf, Enkel Jonathan, das Kind der beiden Kinder. Der Zug, den Gerda und Eva in Theresienstadt bestiegen, fährt nicht nach Auschwitz, sondern in die Schweiz. Kurz vor der absehbaren Niederlage wollen einige Nazi-Führer Juden gegen Geld tauschen. Eva verliebt sich in einen Franzosen und folgte ihm in seine Heimat. Gerda Schild fährt mit dem Schiff nach Boston, weil ihr Vater inzwischen in Amerika lebt. Die Ansbacherin trifft einen Juden aus Deutschland, Dr. Rudolf Haas. „Wir waren füreinander bestimmt. Er hat seine ganze Familie verloren. Er war vollständig allein. Wir hatten beinahe 60 Jahre eine harmonische Ehe.“

„Man fühlt sich schuldig“

In der neuen Heimat geht das Suchen nach Mutter und Schwester weiter. „Weil ich durchgekommen bin, habe ich gedacht, dass meine Schwester und meine Mutter auch durchgekommen sind. Je länger wir gewartet haben, desto klarer ist geworden, dass sie nicht überlebt haben. Wenn man gerettet wird aus solcher Not und Gefahr, dann fühlt man sich schuldig. Wie kann ich gerettet sein, wenn so viele Rabbiner und alte Männer und Frauen und Kinder getötet werden? Ich habe später versucht, diese Stimme in mir dadurch zu beruhigen, dass ich das Wort verbreite über den Holocaust.“

Doch es dauert lange, bis die Ansbacherin, die im amerikanischen Bundesstaat Maine an der Ostküste ein neues Leben findet, über ihre Erlebnisse reden kann. „Viele Jahre konnte ich nicht über mein Schicksal sprechen. Ich wollte das auch vergessen. Ich habe meinen Kindern nie etwas erzählt über meine Vergangenheit.“ Erst als die Kinder selbst über den Holocaust forschen, bricht sie

ihr Schweigen. Sie beginnt, Vorträge zu halten, gründet ein Forschungszentrum über den Holocaust und schreibt zwei Bücher. Fast sechs Jahrzehnte genießt sie das Zusammensein mit ihrem vor vier Jahren verstorbenen Mann, doch über ihre Zeit voll Tod und Angst sprechen beide nie ein Wort miteinander. Dr. Rudolf Haas weigert sich, nach dem Zweiten Weltkrieg jemals noch ein Wort Deutsch zu reden.

66 Jahre hat die Ansbacherin ihr früher so geliebte Muttersprache nicht mehr benutzt, als sie plötzlich eine E-Mail vom Gymnasium Carolinum erreicht. Der Geschichtslehrer Dr. Frank Fätkenheuer und eine Gruppe von sechs Schülern wollen für eine Ausstellung das Schicksal der Familie Schild erforschen. Das Interesse der Jugendlichen, die so alt sind wie Gerda und Friedl Schild bei ihrer Vertreibung aus der Heimat, überrascht, ihr Geschichtslehrer findet in den wöchentlichen Mails den richtigen Ton.

Hoffen auf ein Wiedersehen

Gerda Haas antwortet zunächst auf Englisch, dann plötzlich auf Deutsch. Im Oktober lässt sie erstmals den Gedanken zu, Ansbach zu besuchen. Die Stadt empfängt sie mit allen Ehren, die Oberbürgermeisterin bittet zum Eintrag ins Goldene Buch der Stadt. Zu einer Diskussion am Carolinum kommen trotz der Ferien am Dienstag rund 100 Schüler. Über 150 Erwachsene wollen sie am Mittwochabend in der Synagoge hören.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie gerührt ich bin“, meint Gerda Haas mit einem weiten Blick in die Augen ihrer Zuhörer am Ende ihres Vortrags. „Es war sehr schwer am Anfang, aber ich bin so froh, dass ich gekommen bin.“ Bei Freundin Eva und der gemeinsamen französischen Familie will sie bald wieder zu Gast sein. „Vielleicht komme ich, wenn ich das nächste Mal in Frankreich bin, wieder hierher.“ Wieder hallt langer Beifall durch die Synagoge.

Nach ihrem Vortrag bittet die 89-Jährige um Fragen. Eine Frau will wissen: „Haben Sie weiter an Gott glauben können?“ Zwei Möglichkeiten gebe es, wenn man in dem sicheren Gefühl aufwächst, dass Gott nur Gutes tue, und auf einmal das ganze Leben verloren scheint, antwortet die 89-Jährige. „Entweder denkt man, Gott ist tot, Gott kümmert sich nicht um mich. Oder man wird noch religiöser. Man klammert sich an Gott, er wird die Mutti wieder zurückschicken.“

Doch dann wurde klar, dass sie ihre Schwester Friedl und ihre Mutter nie mehr sehen würde und die Nazis sechs Millionen Menschen abschlachten konnten. „Für eine Weile hatte ich meinen Glauben verloren, aber ich habe ihn wieder zurückbekommen. Mein Mann war auch sehr religiös. Wir hatten ein sehr jüdisches, sehr religiöses Haus.“ Manfred Blendinger



In der Pogromnacht 1938 wurde sie mit ihrer Familie vertrieben, jetzt steht Gerda Haas, geborene Schild, im Goldenen Buch der Stadt Ansbach. Foto: Ziegler